

Rezensionen

Ausgabe 17, Rezension 1, April 2020

Gunde Kurtz (Pädagogisches Landesinstitut Rheinland-Pfalz) rezensiert:

Sarah Schimke, Holger Hopp (Hrsg.) (2018), Sprachverarbeitung im Zweitspracherwerb, (DaZ-Forschung, Bd. 13). Berlin/Boston: De Gruyter, 346 Seiten.

Dieses Buch gehört zur Reihe „DaZ-Forschung“ und bietet Information für alle, die an der Erforschung von Verarbeitung, Erwerb und Didaktik des Deutschen als Zweitsprache interessiert sind. Es ist in die fünf thematischen Blocks (I) Sprache und Gehirn, (II) Wörter, (III) Sätze, (IV) Kontexte: Pronomen und (V) Perspektiven unterteilt, wobei das erste Thema einen Beitrag enthält, alle weiteren jeweils drei. Die Beiträge haben einführenden Charakter und besprechen aktuelle Forschung gemäß dem Ziel des Bandes, Interessierte aus Nachbardisziplinen zu informieren.

Sarah Schimke und Holger Hopp geben in der Einleitung einen Überblick über denjenigen Teilbereich der Psycholinguistik, der sich mit der *online*-Sprachverarbeitung bei DaZ-Lernenden beschäftigt. Gruppen von Fragestellungen und zugehörige Methoden werden erläutert und auch auf die entsprechenden Beiträge bezogen. Die Autoren unterstreichen die Interdisziplinarität zwischen Sprachwissenschaft und Psychologie und erläutern Grundlegendes wie die Trennung in Rezeptions- und Produktionsforschung. Als derzeit aktuelle Fragen werden genannt: Ob L1 und L2 in einem oder zwei getrennten Systemen verarbeitet werden, ob und welche Rolle implizites und explizites Wissen spielen, welche Einflussfaktoren sich wie auswirken und welche Konsequenzen sich für die Fremdsprachendidaktik (sic!) ergeben. Bei den Methoden wird vor allem die Gruppe der behavioralen Methoden (Bildbenennung, Priming, Eyetracking) erläutert und ein kurzer Exkurs über neurophysiologische Verfahren angehängt. Diese sind Thema im ersten Beitrag.

Jutta Müller führt im Abschnitt „Sprache und Gehirn“ in die Methoden der Neurolinguistik bei der Untersuchung von L2-Verarbeitung ein, wobei sie wo immer möglich Erläuterungen und Beispiele für Deutsch als L2 nutzt. Sie konstatiert das weitgehende Fehlen (einer Diskussion) von neurokognitiven Modellen der L2-Verarbeitung. Das Problem könnte sein, dass solche Modelle neben dem Bezug auf die L1-Verarbeitung auch geeignet sein müssen, Veränderungsprozesse zu erfassen. Müller stellt drei Methoden detailliert mit ihren Anwendungsgebieten vor: EEG (Elektroenzephalographie), MEG (Magnetenzephalographie) und MRT (bildgebende Verfahren: funktionelle und strukturelle Magnetresonanztomographie), die jeweils für verschiedene Fragen (nach Zeit, Ort oder beteiligten Gewebearten) geeignet sind und die kombiniert werden können. Zu jeder Methode stellt Müller relevante Fragestellungen und aktuelle Studien vor und definiert verwendete Fachbegriffe. Sie betont zum Schluss, dass die Disziplin sich in hohem Tempo weiterentwickelt, was bald zu einem besseren Verständnis der L2-Verarbeitungsprozesse führen soll.

Andrea Weber und Mirjam Broersma beginnen den Abschnitt „Wörter“ mit einem Einführungs- und Übersichtsartikel zu Problemen der Erkennung gesprochener Wörter in einer sehr gut beherrschten L2. Nach der Erläuterung, was die Aufgabe der Erkennung gesprochener Wörter generell ausmacht, werden Besonderheiten sowie Unterschiede zur L1 vergleichend dargestellt. Dabei eröffnen sich mehrere Problemfelder für L2-Hörer*innen, nämlich (1) die – durch Mitaktivierung der L1 – größere Kandidatenflut im Wettbewerb bei der *online*-Worterkennung, die nicht an eine offene Präsenz der L1 gekoppelt ist, (2) die stärkere Beeinflussung der L2-Hörer*innen durch die Menge von in der Zielsprache (für sie) sehr ähnlicher Wörter, weil sie mehr Ähnlichkeiten wahrnehmen, (a) aufgrund der für L2-Hörer*innen schwierigen Laute und (b) aufgrund der Verwechslung von Wort-Teilen mit Wörtern. Ein bei längeren Äußerungen hinzukommendes Problem ist die Erkennung von Wortgrenzen, wo z.B. die rhythmische Struktur der L1 auch bei sehr gutem Sprachstand in der L2 wirksam bleibt und zu erschwerter Verarbeitung führt. Die Autorinnen weisen darauf hin, dass die Effekte vor allem bei Experimenten mit isolierten Wörtern nachgewiesen wurden, betonen aber, dass alle Effekte zwar bei der Präsentation der Wörter im Kontext gemindert werden, jedoch weiterhin messbar bleiben. Hier wäre es von Interesse zu erfahren, in wie umfangreichen, ggf. natürlichen, Kontexten die Wörter präsentiert wurden.

Denisa Bordag und Thomas Pechmann gehen auf Basis von Levelts et al. Sprachproduktionsmodell im Vergleich mit weiteren Modellen der Frage nach, wie Genus mental repräsentiert ist. Sie schließen daran Fragen der bilingualen Sprachverarbeitung sowie der Interaktion der beteiligten Sprachen an, was wiederum die Frage nach Transfer und Interferenz aufwirft. Dabei betonen sie den probabilistischen Charakter der Genuszuweisung im Deutschen, so dass sich eine ganze Reihe von Detailfragen ergibt bezüglich der Nutzung von (probabilistischen) Regeln durch die Lernenden sowie bezüglich der Auswirkung der L1, wenn dort (1) kein Genus vorhanden ist, (2) Genus vorhanden ist, (a) jedoch eine andere Anzahl von Kategorien, (b) (keine) typologische Ähnlichkeit in der Zuweisung von Genus besteht. Die Autoren schlussfolgern, dass ein Kontinuum vorliegt, in welchem kindliche L1-Lernende und L2-Lernende sich mehr auf die phonologische Form stützen, während sich Erwachsene in der L1 eines direkten lexikalischen Zugriffs bedienen, jedoch den Rückgriff auf phonologische Hinweise z.B. bei ihnen nicht geläufigen Wörtern nutzen. In der Frage der Eignung von Sprachverarbeitungsmodellen kommen die Autoren zu dem Ergebnis, dass das Modell von Levelt et al. nur für die Beschreibung der L1-Verarbeitung geeignet ist, während für die L2 andere Modelle herangezogen werden müssen.

Gunnar Jacob beschäftigt sich mit der morphologischen Verarbeitung bei L2-Lernenden. Der Beitrag kreist um die Frage, ob komplexe Wörter bei ihrer Verarbeitung zerlegt werden oder als Ganzes abgespeichert oder ob beides – je nach Art des Wortes – der Fall ist. Dabei werden Derivativa (Nomen durch Suffigierung) und Präteritumformen (suffigierte und synthetische) gemeinsam betrachtet. Es wird gezeigt, wie ausgeklügelte Items für Experimente sein müssen und wodurch gemessene Effekte verfälscht sein können. Außerdem geht es um die Validierung von Modellen sowie um die Frage, wieso vorliegende Studien sehr gegensätzliche Ergebnisse liefern, sogar Replikationsstudien. Eine mögliche Antwort sieht Jacob darin, dass die Befunde auf der Grundlage unterschiedlicher theoretischer Ansätze entstanden sind, aber auch darin, dass verschiedene morphologische Phänomene und verschiedene L2-Kompetenzen getrennt zu betrachten wären sowie schließlich, dass man Beobachtungen für eine Sprache nicht allgemein interpretieren darf und dass man lernerbezogene Einflussfaktoren sowie individuelle Unterschiede berücksichtigen muss.

Der Abschnitt „Sätze“ wird von Maren Schmidt-Kassow, Paula Roncaglia-Denissen und Sonja A. Kotz eröffnet. Sie besprechen die Bedeutung des Trochäus in der auditiven Satzverarbeitung im Deutschen von L1-Sprecher*innen und L2-Sprecher*innen, in deren L1 der Trochäus keine Rolle spielt. Auf Basis von empirischen Studien mit der Methode der EKPs (ereigniskorrelierte Potentiale) bei sehr fortgeschrittenen Deutschlernenden mit L1 Französisch kommen die Autorinnen zu dem Ergebnis, dass diese Probanden Schwierigkeiten haben, die trochäischen Einheiten im Satz zu extrahieren, obwohl sie syntaktische Verletzungen erkennen können. Dagegen wiesen Probanden mit L1 Spanisch (ebenfalls eine silbenzählende Sprache, die jedoch die Tonhöhe zur Segmentierung nutzt) deutlich weniger Schwierigkeiten bei der Beurteilung der Betonungsstruktur (und entsprechende EKP-Daten) auf. Insgesamt zeigt sich die Relevanz des Trochäus für die Satzverarbeitung auch dadurch, dass nur diejenigen Lernenden, die hier über L1-ähnliche Muster verfügen, auch automatische Syntax-Verarbeitung aufweisen. Die Autorinnen leiten daraus ein funktionales und neuroanatomisches Konzept für die auditive Sprachverarbeitung ab.

Holger Hopp erläutert Fragen der Kasus- und Genusverarbeitung des Deutschen im Satzkontext. Für erwachsene Zweit- und Fremdsprach-Lerner*innen werden Unterschiede zu Muttersprachler*innen herausgearbeitet. Außerdem bietet Deutsch als stark flektierende Sprache mit freier Wortstellung die Möglichkeit, bestehende Modelle der Sprachverarbeitung zu überprüfen. Für L2-Lernende zeigen sich Transfer-Effekte aus der L1 auf die inkrementelle Nutzung von Flexionsmorphologie, insofern diese erst entweder bei sehr weit fortgeschrittenen Lernenden auftritt oder bei solchen mit vergleichbaren Flexionsmarkierungen in ihrer L1. Dabei erweist sich die Methode der Lesestudien als weniger geeignet als Eye-tracking. Hier stellt Hopp heraus, dass es vor allem die Erfahrung mit Kasusmarkierungen in der Zielsprache ist, die eine erfolgreiche Reanalyse ermöglicht. Für die prädiktive Nutzung von Genus durch L2-Lernende zeigen sich ähnliche Ergebnisse: Zielsprachlichkeit ist für weit Fortgeschrittene möglich, auch bei L1 ohne grammatisches Genus.

Valentina Cristante und Sarah Schimke besprechen ebenfalls die Verarbeitung flexionsmorphologischer Markierungen, jedoch für frühe L2-Lerner*innen, anhand von Passiv- und OVS-Sätzen. Denn beide Strukturen laufen der kanonischen Abfolge Agens-Aktion-Patiens zuwider, so dass hier Kasusmarkierungen zur Disambiguierung wichtig sind. Die vorgestellten Studien zur Satzverarbeitung ergänzen Befunde aus vorliegenden Studien zur Sprachproduktion. Insgesamt konstatieren sie, dass alle Kinder die *agent-first*-Strategie nutzen, obwohl sie die Fähigkeit besitzen, morphosyntaktische Hinweise zu nutzen. Unterschiede zwischen L1- und L2-Kindern bestehen zum einen darin, dass L2-Kinder etwas länger an der Strategie festhalten, was vor allem auf geringere Erfahrung mit der Zielsprache zurückgeführt wird. Zum anderen gibt es Unterschiede zwischen Passiv- vs. OVS-Sätzen: Passivsätze werden insgesamt erfolgreicher verstanden. Allerdings weisen die Autorinnen darauf hin, dass in den Experimenten keine typischen Vorkommensbedingungen für OVS-Sätze gegeben waren.

Das Themengebiet „Kontexte: Pronomen“ wird eingeleitet durch Claudia Felsers Beitrag zur Pronomenverarbeitung bei erwachsenen L2-Lerner*innen. Insbesondere geht es um Präferenzen von L1- und L2-Sprecher*innen bei der Auflösung von Reflexiv-, anaphorischen und kataphorischen Pronomina in ambigen sprachlichen Kontexten und um die Frage, ob Letztere genauso schnell und effizient bei der Nutzung syntaktisch basierter Interpretationsbeschränkungen sind. Die Autorin zeigt Vorteile der *online*-Methoden aus der Psycho-

linguistik gegenüber *offline*-Methoden der traditionellen L2-Erwerbsforschung auf. Erstere erlauben es zu untersuchen, wie unterschiedliche Cues im Verlauf der Sprachverarbeitung genutzt werden und interagieren. Für die L2-Gruppe zeigt sich eine Verzögerung sowie Unterschiede im relativen Timing und eine stärkere Nutzung satzexterner Kontextinformation. Die Autorin weist darauf hin, dass sehr viele Fragen offenbleiben, etwa bezüglich individueller Unterschiede, verschiedener Altersgruppen und L1-L2-Kombinationen.

Sarah Schimke, Saveria Colonna, Israel de la Fuente und Barbara Hemforth beschäftigen sich mit dem L1-Einfluss und Lernereffekten bei der Auflösung ambiger Pronomina in einer L2, wobei vor allem *pro-drop*- vs. *nicht-pro-drop*-Sprachen von Interesse sind. In beiden Fällen hängt die Interpretation dieser Pronomina bei L1-Sprecher*innen von einem sprachinternen Abwägen ab, wie reduziert die Form im Vergleich zu ihren Alternativen ist. An verschiedenen Beispielen wird aufgezeigt, dass abweichende L2-Interpretationsmuster eher auf allgemeine Lernereffekte als auf die L1 zurückgehen, insofern sich andeutet, dass L2-Lerner*innen grundsätzlich diskurssaliente Antezedenten bevorzugen. Mit der Tendenz, Diskursinformationen größeres Gewicht zu geben, könnte laut den Autoren ein generelles Merkmal mehrsprachiger Sprachverarbeitung gefunden sein.

Hana Klages und Johannes Gerwien stellen die Interpretation anaphorischer Pronomina bei Kindern im L1- und frühen L2-Erwerb in den weiteren Rahmen der Kohärenz-Herstellung. Zunächst erläutern sie die linguistischen Grundlagen, Antezedenttypen und Cue-Typen (probabilistische und reliable) und sich daraus ergebende erwerbsbezogene Fragestellungen. Der Beitrag stellt dann Ergebnisse zur Auflösung anaphorischer Pronomina im frühen L2-Erwerb im Vergleich mit monolinguaalem L1-Erwerb vor. Zusammenfassend zeigt sich für den L2-Erwerb, dass er nicht grundsätzlich anders verläuft als der L1-Erwerb, jedoch zu viele offene Fragestellungen bleiben, um genaue Aussagen zu treffen. Die Autoren gehen davon aus, dass der Erwerb probabilistischer Cues in der L2 Deutsch mit 10 Jahren noch nicht abgeschlossen ist und dass im L2-Erwerb – umgekehrt wie bei L1 – die reliablen vor den probabilistischen Cues bewältigt werden.

Im Abschnitt „Perspektiven“ besprechen Mona Timmermeister und Monika S. Schmid die als Attrition bezeichneten Einflüsse von Zweitsprachen auf die L1 bilingualer Personen. Phänomene der Attrition werden wenig beforscht, obwohl sie einen wichtigen Bereich der Mehrsprachigkeitsforschung darstellen. Sie können nicht nur Aufschlüsse über die L1-Erosion in der Mehrsprachigkeit liefern, sondern tragen auch zur Beantwortung relevanter theoriebezogener Fragen (z.B. nach dem Altersfaktor bzw. einer kritischen Periode) bei. Als Hauptursache für Attrition wird die Konkurrenz zwischen zwei Sprachen genannt, was gegen eine kritische Periode spricht. Daneben aber spielt bei morphosyntaktischen Phänomenen (wie z.B. Genus) offenbar das Erwerbsalter (vor/nach der Pubertät) die entscheidende Rolle. Phonetische Attrition wiederum kann schon wenige Wochen nach Beginn des L2-Erwerbs einsetzen. Es wird eine Vielzahl weiterer Aspekte vorgestellt, die Attrition begünstigen oder hemmen können. Die vorliegenden Studien stützen die Annahme, dass L1-Attrition nicht den Verlust sprachlicher Fähigkeiten bedeutet, sondern Schwierigkeiten in der *online*-Verarbeitung der L1.

Carrie Jackson, Courtney Johnson Fowler, Bianca Gavin und Nick Henry beschreiben Zusammenhänge zwischen der Sprachverarbeitung und dem Erwerb neuer Strukturen bei erwachsenen L2-Lerner*innen. Dabei geht es um solche Strukturen, die diese Zielgruppe

nicht mehr ohne Weiteres aus dem Input extrahieren und verarbeiten kann. Das wird auf Basis des Input-Processing Modells von VanPatten mit Verständnisstrategien erklärt, hier dem Prinzip „Vorrang der Bedeutung“. Daraus lässt sich ein didaktisches Modell, *Processing Instruction*, ableiten, das zu den genannten schwierigen Bereichen gezielt strukturierten Input erstellt. Diese Art Aufgaben zwingt die Aufmerksamkeit der Lernenden auf grammatische Informationen, ohne deren Hilfe Bedeutung nicht erschließbar ist. Solche Aufgaben eignen sich dazu Grammatikerklärungen durch eine ausreichende Menge Input zu ersetzen. Als didaktische Empfehlung nennen die Autoren den vermehrten Einsatz inputorientierter Aufgaben im Anfängerunterricht und das laute Wiederholen von Prime-Sätzen.

Monique Flecken und Christiane von Stutterheim eröffnen den Blick auf Zusammenhänge von Sprache und Kognition, die sich in sprachspezifischen Konzeptualisierungen (welche Perspektive man zu einem Ereignis einnimmt) und zugehörigen Aufmerksamkeitsmustern (welche Blickbewegungen auf das Ereignis vorliegen) niederschlagen. Das betrifft Kategorien, die in einer Sprache grammatikalisiert (z.B. Aspekt im Englischen) oder lexikalisiert sind (z.B. Dominanz von Verben mit Fokussierung des Weges im Französischen vs. Verben mit Fokussierung der Bewegungsart im Deutschen) und die ihre Sprecher*innen (nicht) zwingen, eine Entscheidung zu treffen. Solche sprachspezifischen Muster der Informationsorganisation entstehen dadurch, dass sich beim L1-Erwerb Sprache und Kognition zusammen entwickeln, so dass Automatismen aus der L1 die Auswahl des „Was-sagen“ in der L2 bestimmen, wobei das „Wie-sagen“ richtig sein kann, aber insgesamt eine zielsprachlich untypische Äußerung entsteht. Zur Veranschaulichung werden zur Raum- und Zeitkonzeptualisierung Ergebnisse aus Experimenten mit weit fortgeschrittenen L2-Sprecher*innen verschiedener Sprachpaare erläutert. Dort wurden Sprachproduktionsaufgaben mit Blickbewegungsstudien kombiniert, deren Ergebnisse jeweils konvergieren, insofern beide auf einen konzeptuellen Transfer aus der L1 schließen lassen. Dies gilt sogar bei nonverbalen kognitiven Prozessen, wie die Ergebnisse aus Blickbewegungsmessungen bei sprachfreien Aufgaben es nahelegen. Daneben wurde auch erfolgreiche Reorganisation der Konzeptualisierung festgestellt. Diese wird wahrscheinlicher, wenn ein grammatisch zu kodierendes Phänomen wie Aspekt erlernt werden muss, und weniger wahrscheinlich, wenn es keine obligatorische und somit auffällige Markierung gibt. Hier drängt sich die Frage auf, ob man mit video-basiertem Anfangsunterricht die fürs Sprachlernen grundlegende Raumkonzeptualisierung zugänglich machen kann.

Den Herausgebern des vorliegenden Bandes ist es gelungen, einführende und verständlich gestaltete Einblicke in die Psycholinguistik zu geben. Diese kam – als in einer eigenen Community agierende Disziplin – bisher nur punktuell in Berührung mit benachbarten Communities im Kontext der großen Aufgabe sprachlicher Integration in der mehrsprachigen Gesellschaft. Der geringe Austausch ist zum einen dem Anspruch geschuldet, den das Einlesen in die z.T. hochspeziellen psycholinguistischen Themen und häufig englischsprachige Texte an die Leser*innen stellt, andererseits auch der verbreiteten Beschränkung psycholinguistischer Experimente auf Laborkontexte sowie linguistisch auf Wort- und Satzebene. Viele Studien sind weit entfernt von Fragen der Anwendung und Implementation ihrer Ergebnisse. Umso wichtiger, dass dieser Band sich als Angebot an Akteure in benachbarten Disziplinen versteht, sich auf hohem Niveau in aktuelle Gebiete der Psycholinguistik einzulesen und dies mit Hilfe der in der Einleitung sowie in den Beiträgen gegebenen Erläuterungen auch zu bewältigen. So können die Beiträge doppelt verstanden werden – zum einen als kleine Teile des fachlichen Diskurses und zum anderen als aktuelle Illustration

der Einführung in Bereiche der Psycholinguistik. Das von Jackson et al. (S. 316) genannte Desiderat für zukünftige Untersuchungen, Aufgaben der Experimente in sinnvolle Kontexte zu stellen, „da das Ziel des L2-Erwerbs nicht nur darin liegt, eine bestimmte Struktur zu erwerben, sondern diese Struktur in einer kontextadäquaten Weise zu verstehen und zu verwenden“, sollte den Weg zu angewandter Forschung weisen. So könnten diejenigen Gebiete, die in vielen Aufsätzen als bisher noch nicht untersucht bezeichnet werden (z.B. Fragen der individuellen Unterschiede) in den Fokus gelangen. Die Psycholinguistik könnte ihrerseits in Fragen der Sprachtheorie von benachbarten Gebieten und deren Forschung profitieren, wenn der Austausch multilateral wird.

© daz-portal (www.daz-portal.de)